„Im Baum der schwarze Falke starrt mich an,
Doch Deine Lieder ziehn mich hin zu Dir.
Ich achte nicht des Regens, wenn auch Gewand und Schuhe er durchnäßt.
Ich weiß das eine nur, daß ich mit Dir die Einsamkeiten teilen muß."

Wie dünne Seide klang das Stimmchen, doch sie drang in die Seele des Lauschenden. Die Stunde des Abschieds war gekommen. Angstvoll spähte sie aus der Tür, dann bat sie I Sen, sie bis zur Gartenpforte zu begleiten, ihr Herz klopfe gar so heftig.

Lächelnd begleitete sie I Sen, doch scherzend meinte er, daß es nur Leben bedeute, wenn das Herz klopfe und die Augen zucken. Nach dem Abschied aber folgte er mit den Blicken der lieben Gestalt. Plötzlich vernahm I Sen einen leisen Aufschrei. Er ging ihm nach, sah aber nur eine Spinne, die mit starrenden Augen ihre Fäden um den schlanken Flügelleib eines Bienleins wob. Als habe ihn die Spinne selbst erfaßt, so weh tat ihm das Bienlein mit seinem goldschimmernden Körper und seinen durchsichtigen Flügeln, und zärtlich befreite er das zarte Wesen aus dem Netz.

Behutsam trug er die kleine Biene in sein Zimmer. Fast leblos lag sie auf seinem Tische. Wie gern hätte er sie gestreichelt und ihr gesagt, wie froh er sei, daß er sie dem schrecklichen Tode entrissen habe. Da fing sein Bienlein an, mühsam zu gehen, unbeholfen setzte es sich auf sein Tuschnäpfchen, doch die Füßchen tauchten in dasselbe. Es konnte sich befreien, und langsam hob es die Flügel, die das Bienlein schon schwebend tragen konnten, und eine Melodie süß wie die seiner entschwundenen, nächtlichen Freundin, stimmte das Bienlein an, als es von dannen flog. Die Füßchen aber, die die Tusche berührt, hatten verstanden zu schreiben, denn auf dem Papier, welches sie berührt hatten, standen die Worte „Heißen Dank".

(Alle Rechte vorbehalten!)

DIE ERSTE EINLADUNG

NOVELLE VON BING SIN

ÜBERSETZT VON A. EBERHARD

Ob Professor C. kam oder ging — immer war er in Eile. Dschen wollte ihn gern nach einem Spaziergang im Sommerpalast, bevor er Peking wieder verlassen würde, zu einem Abendessen einladen. Sie hatten im Ausland eine Freundschaft geschlossen, die über das Verhältnis von Lehrer zu Schüler hinausging. Ying stellte sich nach den Beschreibungen und Erzählungen von Dschen immer einen weißbärtigen Alten mit gütiger Stimme vor. Sie gab ihr völliges Einverständnis für das Stattfinden dieser Einladung.

Die eben verheiratete Ying — vielleicht hatte sie es auch schon vor der Hochzeit getan — malte sich schon im voraus ihren ersten Tischbesuch in ihrer kleinen Familie aus. Im Kamin würden Fichtenzweige prasseln in roten, züngelnden Flammen und würden die feinen Tische und Stühle in rabenschwarz-glänzendem, ernstem Schein erglänzen lassen. Auf dem Tisch in der Ecke des Zimmers würde die hellblaue Lampe mit Fransen stehen. In diesem Lichtergemisch von

Feuerschein und Lampe würde von der Einrichtung — Teppich, Vorhängen, Schränken, Vasen, Bildern, Weihrauchbecken — jedes einzelne Stück stilvoll sein, jedes Stück wunderschön. Die Hausfrau würde auch in einem eleganten Kleid gut angezogen sein, aus ihren schwarzen, großen Augen würde ein zufriedener, selbstbewußter Glanz leuchten und ein ganz kleines Lächeln würde sie auf ihrem schön geschminkten und gepuderten Gesicht spielen lassen. Mit silberheller Stimme würde sie mit den Gästen scherzen und sie dabei bedienen.

Nun hatte die Krankheit ihrer Mutter sie gezwungen, einen Monat nach Dschen anzukommen. Vor fünf Tagen war sie eilig angereist gekommen in ihr noch nicht fertig eingerichtetes „Liebesnest". Wie sie die Tür öffnete, da roch alles nach Öl. Die weiße Tünchung der Wände war noch nicht trocken, Fenster und Türen noch nicht vollständig, im Garten lag ein großer Haufen von Ziegeln, Steinen, Mörtel und Erde. In den fünf vergangenen Tagen hatte sie mit Dschen nur die wichtigsten Einrichtungsgegenstände an geeigneten Orten aufgestellt.

Tagsüber war im Obergeschoß und unten alles voller Handwerker. Anstreicher, Glaser, Tischler . . . Sie wußte selbst nicht genau, wer was machte. Sie opferte sogar die Mittagsruhe, um Anweisungen zu geben und alle zu beaufsichtigen. Abends packte sie mit Dschen außerdem noch aus den von ihr mitgebrachten Koffern die nötigsten Dinge aus — wie Uhr, Kerzenhalter und Blumenvasen. Alles wurde auf einem Tisch aufgetürmt. Sie, die gern eine Gesellschaft gab, ließ darüber mancherlei Gedanken in ihrem Kopf kreisen. Für ihre eigentlich erträumte erste Einladung sah sie in Wirklichkeit keine Möglichkeit: in ihrem winzigen „Liebesnest" gab es nur vier nackte Wände mit einigen Tischen und Stühlen darin — die Teppiche lagen noch aufgerollt im Obergeschoß, die Gardinen waren auch nicht fertig, die Bilder lagen in einer Zimmerecke . . . Am Nachmittag wollte Dschen Professor C. zum Sommerpalast geleiten, dann würde sie ganz allein sein.

Wie sie so nachdachte, bemerkte sie gar nicht, daß sie mit zusammengezogenen Augenbrauen eine ganze Weile in sich versunken geschwiegen hatte. Dschen hatte sich fertig gemacht, um Professor C. in der Stadt zu treffen. Er war schon in Hut und Mantel, da sah er Yings unschlüssige Haltung. Er drehte sich um, ging noch einmal nah zu ihr heran, küßte sie einmal auf die Wange und sagte: „Es macht wirklich nichts. Rege dich nur nicht auf. Wir essen irgend etwas und damit Schluß. Professor C. weiß ja, daß wir gerade erst eingezogen sind, selbstverständlich wird er alles entschuldigen." Ying stieß ihn zurück und sagte schmollend: „Du ergreifst die Flucht und lädst alles auf meine Schultern. Wenn du dich im Sommerpalast genug amüsiert hast, kommst du wie ein Besuch zum Essen! Dich kann es allerdings nicht aufregen!" Dschen blieb lächelnd stehen und antwortete: „Wenn du es nicht willst, gehe ich nicht, sondern helfe dir zu Hause, und wir sagen diese Einladung ab. Das geht ebenso gut. Sonst bist du, wenn du dich überanstrengst, müde und hast abends wieder Kopfschmerzen." Ying schlug die Augen auf und sagte: „Du machst nur Spaß. Wenn du eingeladen hast, wie kannst du dann anständigerweise wieder

absagen? Geh nur, verlier' keine Zeit, ich bitte dich nur, daß du wegen der Einladung heute abend um Entschuldigung bittest!" Dschen lachte, drehte sich um und wollte gehen, da bat ihn Ying noch einen Augenblick zu bleiben: „Hast du auch daran gedacht, welche anderen Gäste wir bitten?" Dschen antwortete: „Überlege du es! Ganz egal, wer kommt. Wenn du es ausdenkst, ist es besser, als wenn ich es tue!" Dschen ging lächelnd weg mit unbekümmertem, vertrauendem Gesichtsausdruck, weil Ying so ungeheuer selbständig handeln konnte.

Ying setzte ihrem Sinnen ein Ende. Sie rief den Koch und sagte ihm, er solle zuerst im Restaurant ein Essen bestellen, und zwar alles sauber. Dann solle er den Fußboden mit Fichtenöl einreiben und von oben alle Teppiche herunterholen. Dann wies sie ihre Dienerin Su an, die Bilder, Nägel und Schnüre zusammen bereitzulegen. Sie selbst zog sich ein Überkleid an und ging nach nebenan zur Familie Hung zum Telephonieren. Sie ging gesenkten Kopfes und überlegte, wie viele Leute sie einladen würde: Herrn und Frau Hü, Lieblingsschüler von Professor C.; Fräulein Dr. N., Amerikanerin, redete gern über Frauenrechte; dann Herrn und Frau Hua. Bevor sie angekommen war, hatte Dschen in ihrem Haus als Logierbesuch gewohnt. Sie sind beide gute Unterhalter. Herr Li ist ein Kollege von Dschen und gerade aus Amerika zurückgekehrt. Fräulein Dr. We ist ihre gute Freundin und war ihre Brautjungfer. Diese Leute kannten sich untereinander schon alle, es würde also keine Befangenheit bei der Unterhaltung geben. Zehn Leute sind auch gerade eine gute Tafelrunde.

Die eingeladenen Leute waren auch alle zu Hause und konnten alle kommen. Nur Fräulein Dr. N. hatte Bedenken, als sie aber Ying nur ein paar Sätze hatte sprechen lassen, lachte sie und sagte: „Also, ich mache mit!" und sie freute sich wirklich mächtig. Im Garten Giang pflückte sich Ying eine Rose, befahl der Dienerin, es ihrer Herrin zu sagen, und ging eiligst wieder fort.

Der Koch und die Dienerin Su hatten im Zimmer schon alles sauber gemacht und hatten die Sachen aus dem oberen Stockwerk heruntergeholt. Die beiden mittelalterlichen Dienstpersonen kamen mit neugierigen Blicken, um ihre kleine, schwache Herrin zu beobachten, und zuzusehen, wie sie alles arrangierte. Ying fand, daß das eigentlich nicht ganz in der Ordnung war. Zuerst ordnete sie an, den Teppich aufzulegen, der in der Farbe passend zum Zimmer war. Dann nahm sie die Bilder und prüfte eins nach dem anderen und sortierte für jedes Zimmer Bilder aus, indem sie auch Größe und Farben in Betracht zog. Die durcheinandergewürfelten Bücher im Bücherschrank stellte sie ordentlich in Reih und Glied. In die Kerzenhalter steckte sie Kerzen in allen Farben. Die Vasen versorgte sie gut mit frischen Blumen. Nachdem alles hergerichtet war, knipste sie in der Ecke auf dem Wohntisch die reinseidene Lampe mit dem blau aufgemalten Drachen an. Das Zimmer hatte sich in den zwei Stunden nicht wenig verändert! Sie lächelte ein wenig und sah sich um: der Koch und die Dienerin Su verstanden ihren fröhlichen Augenglanz, sie sagten beide gleichzeitig: „Nein, wie das die gnädige Frau gemacht hat! Das ist mal ein

schönes Zimmer!" Sie erwiderte lächelnd: „Koch, du kannst den Kamin anzünden, ordentlich glühen muß er, und du, Su, gehst mit mir hinauf, die Koffer aufmachen."

Weinbecher, Stäbchen, Tischtücher, Tischkartenhalter, Kaffeetassen aus Fukiënlack, ein Paketchen nach dem anderen wurde ausgepackt. Die Dienerin holte die Sachen aus Bergen von Papier heraus und stellte sie auf ein Tablett. Ying ordnete an, sie solle zuerst nach unten gehen und den Tisch zurechtmachen, sie selbst brachte inzwischen das Schlafzimmer in Ordnung.

Der Himmel färbte sich allmählich dunkel, sie zündete Licht an. Als sie in dem unordentlichen Papierhaufen kramte, stieß sie an eine in Zeitungspapier gewickelte, schwere Rolle. Sie öffnete sie und fand mehrere Vasen in Form von Trompetenblumen, ineinandergesteckt und zusammen verpackt. Sie wußte nicht, was sie davon halten sollte.

Aber wie die Erleuchtung eines Blitzes so schnell kam ihr das Bild ihrer dünnen, schwachen und bleichen Mutter auf dem Krankenlager, wie sie sich kraftlos an die Bettwand anlehnte und mit Tränen in den Augen sagte: „Ying! Dein Vater war zu gut! Jahrzehntelang ist er nun Beamter und kann dich doch nicht richtig ausstatten. Ich habe auch kein einziges Stück Schmuck, das irgendwie kostbar wäre, etwa ein goldenes Armband oder eine Jadeblume für das Haar. Als im vorvorigen Jahr dein Bruder ins Ausland ging, hat mein Schmuck die Ausgaben decken müssen. Ich habe nur noch eine Blume aus Perlen — sie ist noch von deiner Großmutter, aber die Perlen sind auch nicht groß. Im vorigen Jahr wollte ich sie beim Juwelier loswerden, aber er sagte, sie wäre zu alt und jede Perle wäre auch nur zwei bis drei Dollar wert. Allerdings trägst du ja nicht gern täglich Schmuck. Aber laß doch die Perlen herausnehmen und teile sie dir mit deinem Bruder zum Andenken." Als er sich dann später verlobte . . . Damals konnte Ying ihres Schluchzens nicht Herr werden, aber sie bezwang sich, hob den Kopf und sagte lächelnd: „Warum denn nur die Perlen herausnehmen, ich habe sie doch bisher nicht gebraucht!"

Die Mutter antwortete nicht, sondern fuhr fort wie zuvor: „Die silberne Vase auf dem kleinen runden Tisch hat Herr M., der englische Freund vom Vater, mir voriges Jahr zum Geburtstag geschenkt. Herr M. hat immer das Schöne geliebt, dies ist auch sicher nichts Billiges. Was brauchen alte Leute Blumen im Zimmer — ich denke, du sollst sie auch haben!" Ying sah dahin, wohin der Mutter Hand wies, und sah auf dem runden Tisch eine zierlich stehende, funkelnde Silbervase. Auf einem Fuß waren im Kreis Kelche angeordnet, und zwar fünf Glockenblumenbecher mit der Öffnung nach oben. In den Kelchen staken Blüten aus Seide gemacht. Die Mutter sprach weiter: „Zum Arrangieren der Blumen kann man die einzelnen Glockenblumenkelche abnehmen, was auch zum Transportieren ganz praktisch ist!"

Alles, was sie hatte, hatte sie der Tochter gegeben und noch tausenderlei hätte sie ihr gern geschenkt. Ying war doch ihre einzige Tochter. Aber die Hochzeitszeremonie war ganz und gar primitiv und unpersönlich. Keinen neuen Schmuck trug sie, an Kleidern hatte sie sich nur ein paar mehr gemacht. Die

Neuvermählten hatten kein Brautgemach, sondern verbrachten ihre Hochzeitsnacht in einem Tempel in den Bergen! Daß Ying sich alles selbst gemacht hatte, war ihrer Mutter unendlich schmerzlich, und es tat ihr grenzenlos leid. Ihr Gemüt konnte es nicht ertragen, daß Ying in den traditionellen Dingen so schlecht behandelt wurde, und heimlich besprach sie sich mit dem Vater über die unzureichenden Hochzeitsgeschenke, meist lächelnd, aber mit Tränen in den Augen. Der Vater antwortete gewöhnlich mit freundlicher Mahnung: „Vater sein heißt nicht Geld zusammenzuscharren. Das Mädchen würde dadurch doch nur Schaden erleiden. Was ich Ying mitgebe, ist nicht eine Kiste voll Geld, sondern ein Bauch voll Bücher. Außerdem macht sie sich auch gar nichts aus diesen weltlichen Dingen." Die Mutter schwieg; obgleich sie vollkommen einer Meinung war mit ihrem anständigen, ehrlichen Mann, so hätte sie doch wegen des Ansehens vor den Leuten und wegen ihres innersten Herzenswunsches es gern anders gehabt. Ying wußte, daß die Mutter für sie keine Heirat haben wollte, die nach etwas aussah und Ehre machte, sondern sie wollte nur ihre Tochter zuverlässig und vollkommen untergebracht wissen, wollte, daß es in ihrem kleinen Heim ruhig und gemütlich wäre und daß sie alles hätte, was sie brauchte. In dieser Beziehung war ihr jetzt ein Stein vom Herzen gefallen. Die Zeit vor der Hochzeit hatte Ying auch innerlich gereift.

Diese Güte der Mutter, die alles bis ins kleinste bedachte, entmutigte Ying manchmal tief. Denn sie hatte für die Mutter in ihrer Krankheit nur Erklärungen und Trostworte. Sie sagte nun, daß sie in ihrem kleinen Heim schon alles hätte, was nötig wäre, und sie bäte die Mutter doch wirklich sehr, die Vase zu behalten.

Sie leistete der Mutter am Krankenbett zwei Monate Gesellschaft. Schließlich, weil die Mutter so drängte und sagte, ihr Haus warte darauf, daß sie es in Ordnung brächte, gab Ying ihrem Herzen einen Stoß und brach eilig auf, um nach dem Norden zu reisen. Am Abschiedsmorgen kämmte sie der Mutter unter Tränen das Haar, die Mutter zwang sich zu einem Lächeln und sagte: „Seit gestern abend fühle ich mich viel besser. Reise nur ruhig und mach dir keine Sorgen ....!" Ying blickte verstohlen in den Spiegel und sah in das leidende Gesicht der Mutter. Sie wußte, daß es eine Lüge war. Sie konnte nur den Kopf senken als Antwort und konnte es nicht hindern, daß Tränen aus ihren Augen rollten.

Als die Zeit des Aufbruchs herankam, konnte sie nicht zur Mutter zumAbschiednehmen gehen. Sie sprach nur ein paar Worte zum Vater, drehte sich um und ging. Der Vater ging ihr noch bis an das Geländer nach und rief ihr nach unten zu: „Wenn du angekommen bist, telegraphiere ....!" Vom Wagenfenster aus sah sie das alte Gesicht des Vaters, voll von Sorge ....

Diese Ereignisse hatten in ihrem Herzen, wie mit spitzen Messern eingegraben, Spuren hinterlassen. In der Eisenbahn machten sie sie jedesmal schluchzen, wenn sie daran dachte. Schließlich fing sie an zu bereuen: sie hätte nicht heiraten sollen. Dann hätte sie ihre Mutter lange Zeit pflegen können. Eine verheiratete Tochter ist wie ausgeschüttetes Wasser. — Aber nicht nur Ying selbst hatte ihre Gefühle an zwei Plätzen verankert — ihre Mutter wollte sie auch nicht zu längerem Bleiben veranlassen.

Nachdem sie im Norden angekommen war, folgten viele Tage angestrengtester Arbeit, die Erinnerung an ihre Eltern war gerade ein wenig im Verblassen, da rief die silberne Blumenvase ihr wieder die zahlreichen Kümmernisse zurück. Sie wußte gar nicht, wann ihre Mutter, die so schwer auf den Beinen stand, die Vase auseinandergenommen haben konnte und heimlich eingewickelt hatte und in welchem Augenblick sie sie unten in den Koffer gepackt hatte. Ihr Herz brach fast bei dem Gedanken an die über alle Maßen gute, geliebte Mutter.

Sie weinte eine Weile. Als sie ihren Tränen mit Gewalt Einhalt gebot, war es im Zimmer schon dunkel. Schnell ballte sie das unordentliche Papier zusammen, steckte es wieder in den Koffer und ging die Vase zurechtmachen. Als sie mit ihr hinunterging, traf sie auf der Treppe die Dienerin Su. Die Dienerin sagte: „Der Tisch ist fertig gedeckt, nur in der Mitte fehlt noch eine Blumenschale." Ying hob ihre Hand und antwortete: „Dies ist ja eine Vase! Tu die Rosen hinein, die ich gepflückt habe, und noch ein paar grüne Blätter. Dann ist es in Ordnung." Die Dienerin nahm die Vase mit beiden Händen entgegen und lachte: „Wirklich schön — wundervoll, und paßt so gut! Mit den silbernen Tischkartenständern, Weinbechern und Stäbchen zusammen sieht es wie eine Garnitur aus."

Ying machte sich schnell daran, die Tischkarten zu schreiben und die Tischordnung zu bestimmen. Professor C. bekam natürlich den obersten Platz an ihrer eigenen rechten Seite. Als sie fertig war, stützte sie sich auf eine Stuhllehne und überblickte alles. Die geschliffenen, mit hellem, weißem Wasser gefüllten Wassergläser, die zueinander passenden silbernen Schalen und Becher, die auf den silbernen Gestellen stehenden roten Tischkarten, dazu passend in der Mitte des Tisches die silberne Vase mit den roten Blumen und grünen Blättern — alles spiegelte die vier Farben wider. Im Gastzimmer war gerade Feuer im Kamin angemacht — alles war von Feuerschein übergossen — es war wie bei der von ihr erträumten ersten Einladung. Sie war im Herzen sehr froh. Schnell lief sie nach oben und räumte eilig im Schlafzimmer auf, dann beeilte sie sich, sich das Gesicht zu waschen, die Nägel zu säubern und sich umzuziehen. Ein pastellgraues, langes Kleid hatte sie gerade aus dem Koffer genommen, aber sie hatte vergessen, es der Dienerin zum Plätten zu geben. Auf der Vorderseite hatte es ein paar Falten. Aber die Zeit drängte, und es blieb ihr nichts übrig, als es anzuziehen. Natürlich werden die anderen Hausfrauen sagen, daß man als Hausfrau der Arbeit wegen nicht so ganz ordentlich und elegant angezogen sein kann. Früher, bevor sie verheiratet war, vergeudete sie viel Zeit mit Gesicht- und Händewaschen und mit Umziehen, wenn sie zu einer Gesellschaft gehen wollte. Als sie so daran dachte, hörte sie draußen vor dem Fenster etwas wie die Töne eines Musikinstrumentes. Sie stieß das Fenster auf — aber es war das Gießen eines Frühlingsregens, die Regentropfen prasselten in die Regenrinne, so daß es wie Musikklänge anzuhören war. Die freudige Stimmung ihres Herzens hatte sie getäuscht. Sie lächelte ein wenig: „Ob Dschen und Professor C. schon auf dem Rückweg sind?" Sie konnte sich einer kleinen Sorge nicht enthalten. Sie hatte gerade ihre beiden Augenbrauen fertig

nachgezogen, da hörte sie Menschenstimmen im Garten. Ihr Herz machte einen Sprung. Schnell zog sie ihr Kleid an und warf noch einen Blick in den Spiegel, dann ging sie die Treppe hinunter. Dschen und Professor C. hatten Hut und Mantel abgenommen und standen mitten im Zimmer. Als Dschen Ying herunterkommen sah, stellte er gleich vor: „Dies ist Herr Professor C., — meine Frau." In den blaugrauen Augen von Professor C. spiegelten sich Güte und Liebenswürdigkeit, sein Kopf war ein wenig kahl, sehr höflich schüttelte er unter einer leichten Verbeugung ihre Hand.

Sie führte Professor C. zum Hut- und Mantelablegen und zeigte ihm, wo er sich die Hände waschen könnte. Gerade wollte sie sich umdrehen und ins Gastzimmer gehen, da hob sie die Augen und begegnete den erstaunten und erfreuten Blicken Dschens. Dieser Blick war wie ein Gesichtsausdruck aus der Zeit ihrer Verliebtheit. Ying senkte schnell den Kopf vor Verlegenheit. Dschen ergriff ihre beiden Hände und drückte sie, beugte sich zu ihrem Ohr und sagte: „Liebes, das war wirklich schwer für dich — gerade sind wir hier eingezogen — ich glaube fast, ich bin hier falsch! So ordentlich — so schön — und nicht nur das ganze Zimmer — — sondern du bist heute abend auch besonders schön. So elegant frisiert und geschminkt — der dreitägige Reisestaub so rein von dir abgewaschen!" Ying lächelte und zog ihre Hände gewaltsam zurück: „Du hast ja noch nicht die Schuhe gewechselt, der Teppich wird ja ganz schmutzig!" Dschen lachte und ging nach oben.

Professor C. kam vom Händewaschen zurück, die anderen Gäste kamen nun auch langsam an. Ying beeilte sich, zu empfangen und bekannt zu machen. Alle setzten sich in einen großen Kreis. Dschen war auch heruntergekommen. Ying bat ihn, die Gäste zu unterhalten, während sie selbst nochmals in die Küche ging, daß ein wenig früher angerichtet werde, weil Professor C. abends noch zurück in die Stadt mußte. Während des Essens kam Professor C. mit ihr langsam ins Gespräch. Sein Ton war vertraulich und freundlich. Ihre Unterhaltung war sehr gewählt. Ying merkte, daß er ein leicht zu unterhaltender Gast war, man brauchte nicht besonders den Faden der Unterhaltung zu führen. Seine Stäbchen hielt er übrigens nicht geschickt, die Fleischgerichte brachte er alle nicht bis zu den Lippen. Ying wagte nicht, ihn zu betrachten, weil sie fürchtete, ihn in Verlegenheit zu bringen. Wenn sie den Kopf hob und sich ihr Blick mit Dschens Blick vom anderen Ende des Tisches kreuzte, dann lächelte ihr Dschen jedesmal liebevoll zu.

Man unterhielt sich über die Sitten aller Länder, langsam übergehend zur Frauenfrage und zu politischen Problemen. Jeder redete lebhaft. Da wurde Ying schweigsam, sie fühlte sich ein wenig matt und hörte nur schweigend zu.

Sowie Professor C. bemerkte, daß sie nicht mehr sprach, fragte er sie eine Menge gleichgültiger Sachen. Das munterte ihren Geist wieder auf. Aus einem Brief von Dschen vom vorigen Jahr wußte sie, daß Professor C. Witwer geworden war, deshalb fragte sie nicht nach Dingen, die seine Frau betrafen, sondern fragte, wieviel Kinder er habe, und wo sie jetzt wären. Professor C. lachte ein wenig und sagte: „Ich? Ich habe keine Kinder . . .!" Ying merkte sofort, daß

sie so nicht hätte fragen sollen. Dieser wie ein Lamm zarte und gute Alte war zu bemitleidenswert in seiner Einsamkeit. Schnell fügte sie hinzu: „Keine Kinder zu haben ist am besten; Kinder machen doch oft Last." Professor C. lächelte wie vorher, und die Blüten auf dem Tisch betrachtend sagte er langsam: „Das dürfen wir nicht sagen. Sehen Sie unsere Eltern an: sie haben uns nicht als Last betrachtet . . ." Ying erschrak, bitterer Schmerz stieg in ihr auf, sie hob den Kopf nicht wieder. In diesem Augenblick glitten Professor C. die Stäbchen aus der Hand, sie benutzte diese Gelegenheit, sich schnell herunterzubeugen und mit der Serviette die Augenwinkel zu wischen, während sie die Stäbchen aufhob. Sie gab sie Professor C. zurück und sah dann mit noch feuchten Augen die silberne Vase in der Mitte des Tisches an. Blume für Blume, Blatt für Blatt wurden widergespiegelt in einem die Augen blendenden, kalten Licht.

Nachdem die Tafel aufgehoben war, saß man ungezwungen irgendwo und schlürfte den Kaffee. Draußen hatte es noch nicht aufgehört zu regnen. Fräulein Dr. We sagte, es wäre schon spät und sie müsse nach Hause. Herr Li stand auch auf und wollte sie begleiten. Ihr Weg war nicht weit, so lieh ihr Ying ein Paar Überschuhe. Sie gingen als erste. Hüs und Huas hatten beide Wagen, die vor der Tür warteten. Nachdem sie noch ein Weilchen gesessen hatten, standen alle auf, um sich zu verabschieden. Fräulein Dr. N. wohnte etwas weit, aber Professor C. sagte, daß sein Wagen, der ja doch in die Stadt müßte, sie gut nach Hause bringen könnte. Alles eilte zum Mantelanziehen und Hutaufsetzen. Professor C. stand in einer Zimmerecke und sagte mit weicher Stimme zu Ying, wie gut ihm ihr kleines, feines Heim gefiele, wie dankbar er ihr wäre, daß sie so in aller Eile für ihn diese Gesellschaft arrangiert hätte, und wie er das Zusammensein mit den anderen Gästen genossen hätte: „Als Dschen im vorigen Jahr im Ausland seine Doktorarbeit schrieb, da gab er wirklich das Schlafen auf und vergaß zu essen vor lauter Arbeit. Ich fing an, ihn zu ermahnen, er solle sich nicht zu sehr beeilen und anstrengen, sonst würde er nachher nur krank werden. Aber er hörte nicht auf mich. Jetzt allerdings weiß ich, warum er so eilig in die Heimat zurückkehren wollte — und ich tadele ihn nicht im geringsten deswegen." Während er sprach, lächelte er sie aus den Augenwinkeln heraus an, und auch Ying lächelte verschämt.

Als die Tür geöffnet wurde, schlug ihnen frische Kälte entgegen. Ying legte sich die Hände um die Schultern, stellte sich hinter Dschen und lächelte jedem ein „Auf Wiedersehen" zu. Langsam verhallten die Wagengeräusche. Dschen machte im Wandelgang das Licht aus, ergriff Ying bei der Hand und ging mit ihr ins Gastzimmer.

Sie setzten sich beide zusammen auf ein weiches Sofa vor dem Kamin. Dschen prüfte gründlich Yings Gesicht und sagte: „Du hast schwarze Ringe unter den Augen, geh du nur zuerst nach oben und ruhe dich aus und überlasse das übrige mir. Ich sage dir, ich bin heute unaussprechlich dankbar und zufrieden . . . ." Ying stand auf und sagte lächelnd: „Genug! Ich weiß es ja!" und ging schwebenden Schrittes nach oben. Während sie sich zurecht machte,

freute sie sich im Herzen, daß ihre erste Einladung so erfolgreich verlaufen war. Weil sie diese Gesellschaft in einer so kurzen Zeit hatte arrangieren müssen, war nun alles schön eingerichtet und aufgeräumt, und alles, was sie in ihrem kleinen Heim umgab, zeugte von einer ganz entzückenden Stimmung.

Plötzlich mußte sie wieder an ihre Mutter denken. Vor sieben Tagen war sie selbst noch in dem schweigsamen, geräumigen, zweistöckigen Haus gewesen, mit seinem gedämpften Licht. Die Schwalben saßen im Käfig mit eingezogenem Kopf und sangen nicht; der Vater seufzte die ganze Zeit, Dienerinnen und Diener machten betrübte Gesichter. Die Mutter schlief aschfahl und kraftlos auf dem kleinen Bett. Jedesmal, wenn sie sich umdrehte, wimmerte sie im Traum ganz schrecklich.

Ying weinte. Sie haßte sich wegen ihrer Selbstsucht. Sie hätte die Mutter in dieser schwermütigen und einsamen Umgebung auf keinen Fall verlassen sollen — nicht verlassen dürfen. Aber schließlich auf das Drängen der Mutter hin hatte sie sich das mitleidige und liebevolle Herz der Mutter zunutze gemacht und war zu ihrem Gatten geeilt. Die Mutter hatte den Trost und die Bequemlichkeiten geopfert, die ihr die Anwesenheit der Tochter gaben. Sie hatte sich nicht darum gekümmert, daß sie jemanden brauchte, der ihren kranken Körper stützte, sondern sie hatte ihre ganze Kraft zusammengenommen und war aufgestanden, um heimlich in den Koffer ihrer Tochter die silberne Vase zu tun, die nun diese erste Einladung vollkommen gemacht hatte!

Ying schluchzte unaufhörlich. Kraftlos kniete sie am Bettrand. In Dankbarkeit und Reue betete sie zum Himmel, er möge die Wellen ihres Gebetes die Mutter erreichen lassen, um rückwirkend ihr ihr Opfer und alles, was sie ihr an harmonischer Atmosphäre mitgegeben hatte, zu vergelten.

Als sie Dschens eiligen Schritt heraufkommen hörte, stand sie schnell auf und wischte sich die Tränen ab. Dschen war ein äußerst sensibler und mitfühlender Gatte. Wenn sie ihn ihren Schmerz merken ließ, hätte sie ihm nutzlos die Freude und Harmonie des ganzen Tages zerstört.

Dschen trat ein und fragte: „Nanu, du schläfst noch nicht?“ Er kam nah heran und sah sie forschend an. Da erschrak er, und indem er sie in die Arme schloß, fragte er: „Was ist dir? Was hast du noch für Sorgen?“ Sie lehnte sich gegen seine Schulter und sagte leise: „Nichts, ich — ich habe mich heute zu sehr gefreut!“

BÜCHERBESPRECHUNGEN

W. Y. Evans-Wentz: Tibetan Yoga and Secret Doctrines. Oxford University Press, London 1935 (XXIV, 389 S., 9 Taf.).

Auf „Tibet's Great Yogi Milarepa“ und „The Tibetan Book of the Dead“ folgte nun als dritter Band der „Tibetan Yoga“, der in willkommener Ergänzung der beiden ersten die englische Übersetzung von sieben tibetischen Yogatexten bringt, und zwar 1. bis 4. Texte aus der bKa-rgyud-pa-Schule (über Bewußtsein und Wirklichkeit im Sinne der Mādhyamika-Lehre, Kuṇḍalinī-Yoga, Traum und Tod, Übertragung des Bewußtseins u. a.), 5. einen durch die rÑiṅ-ma-pa überlieferten